

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 35 (1931-1932)
Heft: 15

Artikel: Ein Schuss in der Nacht
Autor: Gabelenz, Georg von der
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669127>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Freundschaft.

Sa, wir waren gut zusammen
Eine schöne Erdenzeit,
Und der ewigen Liebe Flammen
Saben unsern Bund geweiht.

Und es war ein goldnes Geben,
Goldnes Nehmen hin und her.
Seinen Glanz nimmt uns im Leben
Keines Schicksals Wolke mehr.

Eines frug des andern Mühen,
Teilte froh des andern Lust.
Seliges Wachsen, seliges Blühen
Ward im Tausch uns tief bewußt.

Und wir sogon uns Genesen
Aus des Bergquells reinem Trank.
Daß du mir so nah gewesen,
Schwesterseele, habe Dank!

Sieh, nichts kann die Seelen trennen,
Die, entflammt vom Lebenswind,
In der reinsten Liebe Brennen
Froh und gut gewesen sind.

Ise Franke.

Ein Schuß in der Nacht.

Erzählung von Georg von der Gabelenz.

Erste Winterflocken spannen rieselnde, graue Netze durch das Dunkel. Der Wind klapperte in den Schindeln des kleinen Hauses an der Berglehne und bewegte die Flockenneze hin und her über die Wipfel der Fichten.

Auf den steilen Pfad und die Alm hatte sich das weiße Tuch des Neuschnees gelegt, zeitiger, als die Tochter des alten Jägers es erwartet.

Broni Kanalter wartete droben in der Hütte auf ihren Vater, der nach Neustift hinuntergegangen. Sonderbar, daß er noch nicht heimgekehrt war.

Immer wieder öffnete sie das kleine Fenster, schaute nach den gleichmäßig fallenden Schneeflocken, die von den Felshängen der Kesselspitze und Wasserwand herüberzuwehen schienen, und horchte hinunter. Drunten rauschte der Bergbach, aber der ruhige Schritt ihres Vaters drang nicht herauf.

Es wurde kalt. Sie legte ein Scheit harziges Föhrenholz in den Ziegelofen und hantierte ein wenig hier, ein wenig da herum. Eigentlich ärgerlich, daß der Vater in der einsamen Jagdhütte geblieben war, auch nachdem ihm die Frau gestorben und er seines Alters wegen nicht mehr im Dienst des Jagdherrn stand.

Doch Christian Kanalter hatte seinen eigenen Kopf. Vierzig Jahre droben als Jagdhüter gewesen, da mochte er seine Berge, seinen Wald, das Pinneatal mit seinem Gemskrevier nicht meiden. Nach dem Bau einer neuen Jagdhütte weiter oben war ihm die alte von seinem Herrn unentgeltlich überlassen worden. Für treue Dienste. Keiner hatte einst so scharf auf Wil-

derer achtgegeben und manchem verwegenen Gesellen das Handwerk gelegt.

Zuletzt hatte er sogar den hartnäckigsten Wilddieb in den ganzen Stubai Berg, den baumlangen Vinzenz Groder aus dem Pflerschtal in einer Schlucht gestellt und ins Bein geschossen. Groder hatte kurz vorher den zweiten Jäger unter den Felsen der Kirchdachspitze niedergeknallt, und, nur verwundet, war er endlich gefangen und hinter Eisengitter unschädlich gemacht worden.

Broni war ein starkes, lebhaftes Mädchen. Wie oft hatte sie mit ihrer Mutter nicht schon ganze Nächte in der Einsamkeit der Hütte auf den Vater gewartet, wenn er im Revier herumgestiegen war. Noch nie war ihr das Alleinsein so bedrückend gewesen wie heute.

Sie wurde das Gefühl nicht los, in der Gewalt irgendeines unentrinnbaren Wesens zu sein, das über ihrem Häuschen hockte, in den Mantel der Nacht gehüllt, und dessen gleichmäßiges, bedrohlich nahe Atmen über die steinbeschwerten Schindeln des Daches blies.

Die Uhr an der Wand neben dem Kruzifix, das die Eke über einem Strauß trockener Blumen schmückte, schlug acht, mit feuchendem Schnarren; da setzte sich Broni in den Lehnstuhl und schloß die Augen. Die Petroleumlampe an der Decke ließ das Zimmerchen in matte Dämmerung versinken.

Mit einemmal fuhr sie aus ihrem Halbschlummer empor. Ein kalter Luftzug strich ihr am Körper herauf.

Da!

Mit einem Aufschrei sprang sie aus dem Stuhle.

Das Fenster, gerade ihr gegenüber, war aufgedrückt und eine Gestalt stand draußen, ein Kerl, baumlang. Er bückte sich, um hereinzusehen. Beide Hände, große, rote Hände, hatte er auf den Fenstersims gestützt. Die Rechte umflammerte ein Beil.

Gegen die Dunkelheit draußen zeichnete sich sein zerfurchtes Gesicht in fahler Blässe ab. Er trug keinen Hut. Sein Haar war kurz geschoren. Ein verwilderter Stoppelbart umrahmte den breiten Mund.

Den Schädel ins Zimmer vorschiebend, daß er mit den Schultern das Fenster fast völlig ausfüllte, sah er sich drinnen um. Eine Stimme klang hohl und fremd wie aus irgendeiner Tiefe vor:

„Da bin ich.“

Kaltes Entsetzen kroch Broni den Rücken hinab. Schutzlos war sie in der Hütte. Wenn nun dieser riesige, unheimliche Kerl durchs Fenster zu ihr hereinstiege?

„Was willst du?“ stieß sie mit heiserer Stimme hervor und starrte ihm in die unter buschigen Brauen feindselig stehenden Augen. Und da bemerkte sie, an Stelle des linken Auges klappte dem Fremden eine dunkle Höhle.

Jäh wußte sie nun, wer der Riese da draußen war! Kein anderer als Vinzenz Groder. Er mußte aus dem Zuchthaus ausgebrochen sein. Oder wären seine zehn Jahre schon zu Ende gegangen? Und der Kerl hatte damals, als man ihn gefesselt abführte, ihrem Vater drohend zugerufen: „In zehn Jahren siehst mich wieder!“

Zehn Jahre. Ja, die waren nun herum.

Der Riese bog langsam den Oberkörper zurück und setzte das Knie auf das Fensterbrett, um sich hereinzuschwingen. Da stieß das Mädchen einen Laut des Schreckens aus, griff blitzschnell hinter sich und riß die Flinte des Vaters vom Nagel an der Wand. Ohne zu wissen, ob sie geladen sei oder nicht, spannte sie den Hahn und richtete die Waffe auf den Mann draußen vor dem Fenster.

„Ich schieß, wannst dich bewegt!“

„Mensch!“ knurrte der, „Mensch!“ Er zog das Bein zurück und blieb regungslos stehen, immer nach vorn gebeugt, den Kopf gegen das Zimmer vorgestreckt wie ein zum Sprung geducktes Raubtier, das den rechten Augenblick

abpassen will. Er schien unschlüssig, ob er es mit dem Flintenlauf wagen sollte.

„Ich weiß, wer du bist“, stammelte das Mädchen, „der Groder bist, der den Egger erschossen hat.“

Und sie zielte mit zitternder Hand nach der Brust.

Da schien es ihr, als murmle der dunkle Riese:

„Hab' zehn Jahre gewartet auf den Tag.“

Oh, sie wußte es! Sie wußte, er wartete auf die Heimkehr ihres Vaters.

Um keinen Preis durfte sie jetzt den Mann aus der Gewalt ihrer Waffe freigeben.

Wenn sie nur einen Augenblick schwach wurde, stürzte er herein, und dann war sie ihm ausgeliefert.

Die Minuten gingen. Unwillkürlich suchte sie eine Deckung und Stütze. Sie zog mit der Linken den Tisch aus der Mitte des Zimmers an sich, daß er als Hindernis zwischen ihnen stand, und lehnte sich mit dem Rücken gegen die Holzwand, die Flinte immer an der Backe.

Die Minuten gingen. Lähmende Furcht stieg in ihr auf. Wenn nun die Waffe am Ende gar nicht geladen war? Und wenn nun die Kräfte versagten, länger im Anschlag zu bleiben?

Schon fing ihr erhobener Arm an zu ermüden, zu zittern.

Der Kerl im Fenster schien nichts anderes zu beobachten als das Beben des Flintenlaufs.

Da ließ sie sich vorsichtig, langsam, die Mündung der Flinte immer dem Wilderer zugerichtet, auf die Knie nieder und stützte die Ellbogen auf den Tisch. So konnte man besser aushalten.

Sie war entschlossen zu schießen, sobald der Riese noch einmal den Versuch machte, durchs Fenster zu kriechen.

Der aber stand unbeweglich, lauernd, in der Rechten das Beil, und schaute mit einem Ausdruck gespannter Erwartung gerade vor sich hin. Es schien Broni, als starre er, seit sie hinterm Tisch kniete, über sie hinweg in die Richtung der tickenden Uhr, oder sonst irgendwohin.

Minuten schlichen. Die Kälte strömte zum offenen Fenster herein und erfüllte das kleine Zimmer. An der Decke flackerte unruhig die Lampe, als werde auch sie von Furcht geschüttelt.

Je länger Broni kanalter diesem dunklen Riesen mit dem zerfurchten Gesicht, dem höh-

nisch zusammengekniffenen Munde und dem starren Blick aus der Höhle des toten Auges gegenüber kniete, desto tiefer fühlte sie sich hinabgezogen in irgend einen finstern Abgrund.

Sie hätte aufschreien mögen im Bewußtsein des Schrecklichen, das kommen mußte. Der Mann da draußen war ja zu allem fähig. Nur der Lauf ihres Gewehres hielt ihn noch ab. Aber wenn es nun nicht geladen war? O Gott!

Schon flimmerte es ihr vor den Augen. Das Zimmer, die Gestalt des Riesen begann zu wanken. Vinzenz Groders Kopf schien immer größer zu werden, seine Gestalt zu wachsen, seine Arme hoben sich, der ganze Kerl bewegte sich. Schon füllte er die Nische des Fensters, schon rückte er immer näher. Wenn er ins Zimmer sprang und sich aufrichtete, stieß er mit dem Schädel an die Bretter der Decke.

Broni fühlte ihr Herz hämmern, daß sie meinte, auch der Kerl draußen müsse das rasende Klopfen vernehmen.

Sollte sie um Hilfe rufen? Wer konnte sie hören? Der Vater war vielleicht noch weit, und wenn der alte Mann mit dem Riesen zusammentraf, würde er ihn mit dem blitzenden Beil niederschlagen. Er trug ja jetzt nicht mehr das Gewehr über der Schulter.

Eben schlug die Uhr neun.

Da schob Vinzenz Groder das wilde, haßerfüllte Gesicht von neuem weit ins Zimmer vor wie ein Raubtier, das ein Opfer seiner Gier im Käfig gefangen sieht. Jetzt hielt sich das Mädchen für verloren, schloß die Augen und riß am Abzug des Hahns.

Die Flinte war geladen! Ein lauter Knall brach die lähmende Stille der letzten Minuten. Pulverqualm wallte, dunkles Gewölk, der niederen Decke zu.

Einige Sekunden lag das Mädchen mit der Stirn auf der Tischplatte und wagte nicht, aufzublicken. Sie erwartete, gefehlt zu haben, und war gefaßt, von den würgenden Fäusten des Wilddiebes im Genick gepackt zu werden.

Alles blieb ruhig.

Tief aufatmend schaute sie endlich über den zusammengekrampften Händen empor. Die letzten Schwaden grauen Pulverrauchs huschten eben wie kleine, fliehende Gespenster nach draußen. Die Flinte lag, nun ein stummer und toter Zeuge des Schrecklichen, quer über der Platte, wie sie sie hatte fallen lassen.

Leer das Fenster.

Nun raffte sich Broni vom Boden auf, und

am Rand des Tisches sich herum tastend, schlich sie Schritt vor Schritt gegen die gähnende Öffnung.

Es hatte aufgehört zu schneien. Kein Laut, außer dem leisen Klappern der Schindeln, kam von draußen.

Vorsichtig bog sich das Mädchen hinaus, die Linke an die pochende Brust gedrückt. Deutlich sah sie das weiße, weiche Tuch des Neuschnees, der den Platz vor dem Häuschen füllte. Von jenem dunklen Kerl keine Spur. Nichts, ja nicht einmal Tritte in der Schneedecke. Glatt und weißleuchtend im Glanz des Mondes, der aus zerrissenen Wolken vorschaute, lag der Schnee um die Hütte.

Broni fuhr sich über die Stirn. Die Nachtluft feuchtete ihr das Haar. Es war ihr, als sei sie aus einem furchtbaren Traum erwacht, und sie bekreuzigte sich. Doch zurücktretend, sah sie die Waffe und noch den Geruch des Pulvers, und sie sah den nach der Wand gerückten Tisch.

Da warf sie das Fenster zu, dann sank sie auf einen Schemel in der äußersten Ecke des Zimmers, wo man sie von außen nicht sehen konnte und begann hastig, mit jagenden Gedanken und verwirrten Worten zu beten.

Draußen blieb noch immer alles ruhig, tot.

Eine Stunde mochte sie so gefessen haben, da hörte sie den wohlbekanntesten Schritt des Vaters. Sie sprang auf und flog ihm in der Tür entgegen.

Christian Ranalter hatte nicht sein gewohntes ruhiges Wesen. Auf seinem härtigen Antlitz flackerte ungewöhnliche Erregung.

Etwas Unerwartetes hatte sich zugetragen.

Als Ranalter wenige Schritte vom Steg über den Wildbach entfernt war, nach seiner Berechnung mußte es um die neunte Stunde gewesen sein, hatte er plötzlich einen dumpfen Laut und das Fallen eines schweren Körpers gehört. Vorwärts springend, fand er frische Spuren im Schnee des Steges, als habe da jemand gestanden. Und als er in die Tiefe schaute, sah er drunten den Körper eines Mannes liegen.

Er war hinabgeklettert und beim Schein der Taschenlaterne hatte er in dem Toten Vinzenz Groder erkannt, seinen Feind, den er vor zehn Jahren dem Zuchthaus überliefert hatte. Der Riese hatte ihm wahrscheinlich auf dem schmalen Steg aufgelauert, um, wie er gedroht, sich an ihm zu rächen. Aus irgendeinem Grunde mußte der doch berggewohnte Mann einen raschen, unvorsichtigen Schritt zur Seite getan

haben, und der hatte ihn in die Tiefe stürzen lassen.

„Vielleicht“, endete Kanalter seine Erzählung, „wär ich dem Groder grad in die Arme gelau-

fen, wenn ich nicht etwas wie einen Schuß von droben gehört hätte. Da stuzte ich und merkte auf, und grad im gleichen Augenblick muß auch er hinabgefallen sein.“

Wilhelm Busch.

Zum 100. Geburtstag des größten deutschen Humoristen am 15. April.

Von Max Gayek.

Oh' man auf diese Welt gekommen
Und noch so still vorlieb genommen,
Da hat man noch bei nichts was bei:
Man schwebt herum, ist schuldenfrei,
Hat keine Uhr und keine Eile
Und äußert selten Langeweile.
Allein, man nimmt sich nicht in acht
Und schlupp! ist man zur Welt gebracht.

Wilhelm Busch: Die Haarbeutel.

Ein Lustspieldichter, dem das Bleibende gelingen soll, muß ein außerordentlich erfahrener Mann sein, ein Mann, der die Menschen kennt, durchschaut und dennoch zu lieben vermag. Es muß also ein sehr, sehr weiser Mann sein. Und da außerordentlich erfahrene Männer, die die Menschen kennen, durchschauen und, was das Schwierigste ist, auch noch zu lieben vermögen, und überdies noch poetisches Talent und die Gabe besitzen, ein Lustspiel schreiben zu können, ja, weil solche Männer selten sind wie Schnee im Juli, darum gibt es keine Lustspieldichter. Wie viel Tragiker haben wir, wie viel Schauspieldichter, Satiriker, Possenschreiber, Librettisten! Aber Lustspieldichter? Sie sind unauffindbar! Das kostbarste Gut der Welt ist nicht der Geist, das Talent, das Können: das kostbarste Gut der Welt ist die Liebe. Wo ein großer Geist mit einem großen Herzen zusammentrifft, dort entsteht das Wunderbare, das Alle-Ergreifende.

Der Mann, dessen 100. Geburtstag Deutschland am 15. April festlich begangen hat, Wilhelm Busch, war ein großer Geist und ein großes Herz. Er wäre der ideale deutsche Lustspieldichter seiner Zeit gewesen, aber er war vom Schicksal dazu bestimmt, Deutschlands größter und genialster Humorist zu sein. Ein Zeichner, Maler und Verskünstler von einer Originalität, die durch ihre Einfachheit in Erstausgaben setzt, wurde er der fabelhafte Darsteller einer Epoche, die in seinem Werke lebendig bleiben und künftigen Geschlechtern deutlich machen wird, wie der deutsche Dorf- und Kleinstadtphilister von etwa 1850 bis 1900 ausgesehen, gelebt, gedacht und sich gegeben hat. „Deutsch-

lands genialster Humorist“: Wilhelm Busch wurde es, weil sein Humor auf dem tiefen Grunde der tragischen Begebenheiten dieser Welt ruhte, weil er die furchtbare Hilflosigkeit unserer Existenz erkannte, weil er wußte, daß wir in Rätseln stecken wie in unzerreißbaren Nebeln, weil er vor so viel Ungewißheit zum Glauben fand, der, in der Güte verankert, zum Lächeln der Resignation sich erhebt. Denn alle die Kapriolen und Grotesken, die Schnaken und Schnurren aus dem Leben des deutschen Kleinbürgers, wie Busch sie uns gab, „Die fromme Helene“, „Herr und Frau Knopp“, „Balduin Bählam“, „Abenteuer eines Junggesellen“, „Maler Klecksel“, und wie sie alle heißen, sie sind durchsetzt von prachtvoller lapidar ausgesprochener Weisheit, von bitterer Wahrheit, die im heitersten Gewande geboten wird. Daß Busch ein Weiser war, erfährt man aber vor allem aus seinen Gedichten, Meisterstücken an Form und Gehalt, und aus seinen gedankenreichen Briefen. Die Bändchen „Schein und Sein“, „Kritik des Herzens“, „Zu guter Letzt“ zählen zu den Kleinodien der deutschen Literatur. Gefragt, welches seine hervorstechendste Eigenschaft sei, antwortete Busch: „Neiselust nach der Grenze des Unfaßbaren!“ Ja, dieser Humorist hatte eine starke Neigung zu mystischer Grübeleien und Spekulation und er war soweit Theosoph, daß er an die Wiederverkörperungslehre ganz ernstlich glaubte. „Echte Religiosität, eine ernste, tiefe Frömmigkeit war der Grundzug im Wesen meines Onkels“, sagt Hermann Nöldeke, der Biograph, von ihm. Tatsächlich waren die Lieblingsbücher des Verfassers des „Pater Filuzius“ und des „Heiligen An-